

Selbstentfaltung statt Selbstoptimierung

Die Tätigkeit als Lehrer_in an den heutigen Schulen wird in der öffentlichen Wahrnehmung, aber auch in der Literatur, generell mit einem hohen Stresslevel verknüpft, denn diese Arbeit stellt hohe Anforderungen an die eigene Fachlichkeit und Resilienz. Dies gilt speziell für die Tätigkeit im Schwerpunkt der emotionalen und sozialen Entwicklung, gleichgültig, ob es sich um ein inklusives oder ein spezialisiertes, separatives schulisches Setting handelt. Ein Teil dieser Anforderungen resultiert aus den besonderen Merkmalen der Zielgruppe von Kindern und Jugendlichen mit einer emotionalen und sozialen Thematik. Ein weiterer Teil dieser Anforderungen ergibt sich aus der ständigen Notwendigkeit mit Kolleg_innen, Dienstvorgesetzten auf den verschiedenen Ebenen, Eltern und professionellen Partner_innen in benachbarten psychosozialen Feldern zusammenzuarbeiten und sich auf all diese Menschen und ihre Erwartungen einzustellen und sich mit ihnen fachlich auszutauschen. Neben das fortwährende Unterrichten, Beraten, Ermutigen, Lenken, Intervenieren, Kontrollieren oder Beaufsichtigen und all die, sich hieraus ergebende, Dauerkommunikation, tritt die schulische Mikropolitik, das kollegiale Miteinander, das Aushandeln der Richtung, in die die Schule gemeinsam gesteuert werden soll. Dieser Prozess verlangt manchmal klare Positionierungen von uns, manchmal auch Anpassung und Mitschwimmen mit einer Mehrheit, oder die bloße Akzeptanz der Entscheidungen von Politik, Schulaufsicht, Schulverwaltung oder Hochschulleitung. Wieviel Freiheit und Selbstbestimmung sind also möglich in Anbetracht der gegebenen *Systemzwänge*, um diesen von Hartmut von Hentig (1969) geprägten Begriff hier erneut ins Spiel zu bringen? Allgemeine Dynamiken, die in der Gesellschaft, in Politik und Verwaltung sowie im Schulsystem herrschen, wirken sich ebenfalls aus. Aus Anforderungen können Belastungen und Stress resultieren, bis hin zu Burnout und persönlichen Krisen. In Deutschlands schulbezogenen Verwaltungen lagern, freilich im Verborgenen, gewaltige Bestände an diesbezüglichen Berichten, Stellungnahmen, Gutachten. Sie könnten einmal anonymisiert, gesammelt und dann wissenschaftlich ausgewertet werden. Eine umfangreiche Literatur legt nahe, solchen Tendenzen schon frühzeitig entgegenzuarbeiten, durch Selbstreflexion und Selbst- und Stressmanagement. Dabei können Coaching und Supervision helfen, auch das Verfassen von Tagebüchern, oder die künstlerische Verarbeitung. Es gilt, sich Kraftquellen oder Gegenwelten zu erschließen, durch Aktivitäten mit Partner_innen, Freund_innen, den eigenen Kindern, Sport, Kunst, Musik, Literatur, Film, Mode, Reisen, Hausbau, Gartengestaltung, Kochen, Philosophie, Religion, Yoga, Meditation oder Tai Chi. Für mich waren das, unter anderem, Aufenthalte im entschleunigten Süden Italiens, auf Procida oder Ischia, Wanderungen in Cornwall, Südwestirland oder in den Bergen um Sils-Maria.

Auch der kontinuierlichen, weiteren fachlichen Professionalisierung, im Sinne von Lifelong Learning, wird in der Literatur eine hohe präventive Bedeutung zugemessen, zur Stärkung der Resilienz. Denn wer sich als handlungskompetent und selbstwirksam erlebt in seiner pädagogischen Arbeit, hat, aus der Sicht der Forschungsliteratur, schon weniger Stress zu erwarten, weil er/sie besser zurechtkommt, in der Bewältigung der sich stellenden Anforderungen. Aber das heißt auch, sich immer weiterbilden, lesen, denken, neu entwerfen, immer am Ball bleiben, niemals sich auf einem einmal angeeigneten Wissen ausruhen, immer neue Perspektiven einnehmen und sich klarmachen, dass der Wissensstand von heute schon morgen überholt ist. Man-

che Lektüren, die wir unternehmen, ändern soviel. Warum soll ich Prousts *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* erst im vermeintlichen *Ruhestand* lesen? Etwa, weil ich jetzt keine Zeit dafür finde? Was für ein Universum uns Proust eröffnet! Wenn wir das jetzt kennen, werden wir auch eine andere Perspektive auf unser Leben und unsere Arbeit einnehmen. Eine Gegenwelt also, zu all dem Stumpfsinn in den Institutionen erschließt sich in diesem, scheinbar endlosen, Roman! Ein Grand Hotel in Balbec, irgendwo am Atlantik und seitenlange Beschreibungen des Himmels und des Wassers und des Lichts und des Spiels der Wolken, da draußen vor dem Balkon, über dem Meer. Zeit im Überfluss. Nur wir laufen hier so im Rädchen. Faszinierend Elsa Morantes Roman über Arturo, der über das Inselchen Procida, ein wahres Refugium im Golf von Neapel, streift, der gar nicht zur Schule geht und autodidaktisch in Büchern liest und sich so selbst bildet. Eine Büchersammlung, die sich in einem barocken Palazzo befindet, der durch einen unerwarteten Erbfall in die Hand des Vaters gekommen ist. Allerdings ist der Vater viel abwesend. Der Junge hat sehr viel Autonomie, einen Hund hat er auch und die vielen Bücher. Diese Art des autodidaktischen, selbstbestimmten Lesens und Studierens ist ja auch Thema von Nassim Nicholas Taleb (2020), in seinem Buch *Antifragilität*. Ja wir sollten mehr lesen, aber immer auch außerhalb unserer eigentlichen Fachgebiete, autodidaktisch, selbstbestimmt, eigenwillig. Wieviele Protagonist_innen in Wissenschaft und Praxis sind aber in längst überholten Denkwelten hängengeblieben! Es gibt Akteur_innen die auch 2020 noch dieselbe empirisch-quantitative Verengung der Sonderpädagogik verkörpern, wie sie bei einer Teil-Szene des Faches schon in den 80er Jahren sichtbar wurde. Bei einem Berufungsverfahren bestand eine Mittelbauvertreterin darauf, dass die neu zu berufende Professor_in in erster Linie die systemische Beratung zu betreiben hätte, vermutlich nur weil der Vorgänger, an den sie sich gewöhnt hatte, das komplette Studium im Feld der emotionalen und sozialen Entwicklung eben mit systemischer Beratung bestritten hatte. Selbst wenn die systemische Beratung auch weiterhin ein wertvoller Baustein in dieser pädagogischen Arbeit ist und sein wird, so erscheint es doch, bei dem komplexen Wissen, das wir heute in unserem Fach haben, nicht länger zulässig, dieses allein von hier aus zu entwerfen und letztlich darauf zu beschränken. Die pädagogische und psychologische Forschung hält nun Anregungen für die aktive Bewältigung der Anforderungen bereit, die der Lehrberuf an Schulen mit sich bringt, unter Stichworten wie Mindfulness oder Self Awareness.

Impulse für eine kritische Reflexion, die auch die eigene Motivation und Rolle und das gesamte System, mit seinen teils engen, konditionierenden Strukturen, hinterfragt, in dem Lehrer_innen funktionieren müssen, gibt uns dagegen die Philosophie. Konzepte wie Gelassenheit, etwa ausgehend von Epiktet oder Kohelet, aber auch Humor, erscheinen als hilfreich, in Anbetracht der nie endenden Anforderungen und Erwartungen, die an Lehrkräfte gestellt werden und die an die Situation des Sysiphos erinnern. Es kann jedoch in Zukunft nicht mehr allein darum gehen, dass Lehrkräfte oder Pädagog_innen immer noch resilienter werden, dass sie sich immer weitergehend *optimieren*, dass sie sich immer effektiver *managen*, damit ein reformbedürftiges Bildungssystem fortbestehen kann. Bedauerlicherweise ist die Selbsterfahrungsbewegung, die mit dem Psychoboom der 70er und frühen 80er Jahre und einer regelrechten Therapeutisierung der Gesellschaft einherging, mittlerweile zu weiten Teilen durch die Neue Steuerung vereinnahmt worden. Was einst unter der Flagge der Selbstbefreiung, der Emanzipation, der Systemkritik, der Demokratisierung begann, mün-

dete inzwischen ein in eine Technologie der immer weiteren Selbstoptimierung und Ökonomisierung des Selbst. Es ist nun an der Zeit, das staatliche Bildungssystem auf allen Ebenen zu überdenken und zu verändern, es zu öffnen, es menschlicher, kreativer, schöpferischer, entspannter, gesünder und damit auch nachhaltiger zu machen. Deshalb sollten wir lieber von *Selbstsorge* im Sinne von Seneca oder Foucault sprechen und das Ganze nicht länger als Selbstoptimierung oder Resilienztraining, nicht mehr als Selbstmanagement auffassen, um den, immer weiter steigenden, Anforderungen gewachsen zu sein und immer perfekter den Erwartungen zu entsprechen, die das System an uns stellt. Allein die Begriffe Selbstoptimierung, Resilienztraining und Selbstmanagement sind schon kritisch zu hinterfragen. Das ist eine technische Sprache, eine Wirtschaftssprache, eine funktionalistische Sprache, die den Menschen und seinen Körper instrumentalisiert und zum Objekt macht. Wir müssen vielmehr die strukturellen Entstehungszusammenhänge dieser Anforderungen in den Blick nehmen, um diese zu verändern und durch Besseres und Anderes zu ersetzen. Es erscheint an dieser Stelle sinnvoll sich mit der Philosophie als einer Kunst der Lebensführung, als einer Lebenskunst zu beschäftigen, damit das Ringen um ein selbstbestimmtes Leben tatsächlich Erfolg und die Sorge um sich eine Chance hat. Als ungünstig erscheint aus der Sicht von Seneca, in dem Zusammenhang, eine unersättliche materialistische Habsucht, eine mühevollen Geschäftigkeit, das Verschwenden unserer Zeit an nutzlose Aufgaben und ein übersteigerter Ehrgeiz, der immer auch vom Urteil anderer abhängt (vgl. Decher, 2012, S. 68). Zur menschlichen Natur gehört sowohl das aktive Arbeiten, Herstellen, Handeln, im Sinne von *vita activa*, wie auch das untätige Betrachten, im Sinne von *vita contemplativa*. Es gilt beides in ein gutes Verhältnis zu bringen (vgl. Arendt, 2002; Decher, 2012, S. 75).

Während das Konzept der Kontemplation, denken wir an Meister Eckhart, historisch betrachtet, auch eine ausgeprägte christlich-geistliche Richtung bekommen hat, wird in neueren Publikationen die Bedeutung der Muße und Langeweile hervorgehoben (vgl. z. B. Decher, 2000, 2020; Hodgkinson, 2005, Simon, 2007). Arbeit und der dadurch mögliche Konsum werden in der Leistungsgesellschaft oft genug zu zwanghaften Lebensprogrammen, ja regelrecht zu Fetischen, die ein betrachtendes, meditatives, untätiges, reflexives und dadurch auch schöpferisches Leben verhindern. Henry David Thoreau hat mit der 1854 erschienenen Niederschrift von *Walden* wichtige Impulse gegeben, aber auch Heinrich Böll mit seiner 1963 veröffentlichten *Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral*. Friedhelm Decher (2020) analysiert in seinem Essay *Eine Gesellschaft, die keine Zeit hat, lebt nicht* den Zusammenhang zwischen Zeitnot, Ökonomie und Muße. Greifen wir erneut auf Senecas, aus der römischen Antike stammenden, Anleitungen zur Lebenskunst zurück, so gilt es, den Augenblick zu genießen und sich immer auch mit dem Sterben zu befassen (vgl. Decher, 2012, S. 75). Wir sollten versuchen Körper und Geist, soweit wie möglich, gesund zu erhalten und uns in die Umstände schicken, aber nicht zu Sklaven werden (Decher, 2012, S. 68 f.). In einem sehr lesenswerten Buchkapitel hat Friedhelm Decher (2020, S. 47 ff.), unter Rückgriff auf Arbeiten des Schweizer Ivo Muri, den Unterschied zwischen der »Zeit der Uhren«, der »Zeit des Lebens« und der »Zeit der Wirtschaft« dargelegt. Nach seiner Analyse leben wir allzusehr in der Zeit der Wirtschaft, wobei Zeit mit Geld gleichgesetzt wird und auch die Kompetenzorientierung und Standardisierung, die wir zunehmend im Bildungssystem, durchaus auf allen Ebenen, feststellen können, resultiert ja aus der hieraus entspringenden Rastlosigkeit, indem wir meinen, jede Minute Lernzeit ausnut-

zen zu müssen. Leider schauen wir dabei zuwenig in den Himmel und in die Sterne. »Gestern betrug ich mich schlecht im Kosmos. Den ganzen Tag lebte ich, ohne zu fragen, ohne mich über etwas zu wundern«, notierte Wisława Szymborska (2012, S. 32). Ausgehend von Michel Foucault und Bertrand Russell kommt Decher zu dem Schluss, das es jetzt mehr darauf ankomme, eine Art schöpferischer Muße zu kultivieren und »dem Dasein Fülle zu geben« (a. a. O., S. 61). Viele von uns haben dies schon lange verlernt. Aus Thoreaus, in der Einsamkeit des Waldes und am Walden See geschriebenen, Tagebuch lässt sich da einiges an Anregungen schöpfen. Alles, was ich hier herangezogen, diskutiert und niedergeschrieben habe, impliziert jedoch, dass ich durch eigene mentale Veränderungen, und daraus resultierend, durch *meine* Haltung, die von *mir* verwandten Denkmuster und eingesetzten Strategien, etwas bewirke.

Ich muss jedoch auch in Betracht ziehen, dass mein Bewusstsein durch meine materiellen Lebensumstände, durch die sozialen und ökonomischen Rahmenbedingungen, unter denen ich eben lebe und arbeite, geprägt ist. Dieser Zusammenhang wurde von Marx und Engels wie folgt auf den Punkt gebracht: »...nicht das Bewusstsein bestimmt das Leben, sondern das Leben bestimmt das Bewusstsein« (vgl. Marx und Engels, 1983, S. 27; zit. n. Jantzen und Lanwer, 2012, S. VII). Der Begriff Leben ist an dieser Stelle gleichzusetzen mit den gesellschaftlichen Reproduktionsbedingungen, die eben auf die Bewusstseinsprozesse der Akteur_innen wirken und diese prägen. Aus diesem Zusammenhang lässt sich weiter ableiten, dass wir andere Rahmenbedingungen zum lernen, arbeiten und leben brauchen, als wir sie derzeit haben, um andere Bewusstseinszustände bei den Bürger_innen dieses Landes zu erreichen. Egon Friedell (1996, S. 60), ursprünglich notiert wurden diese Zeilen ja in den Jahren 1927 bis 1931, beschreibt das Problem unseres ambivalenten Verhältnisses zur vergehenden Zeit wie folgt: »...flüchtig und unheimlich, gestaltlos und unergründlich, ein Schnittpunkt zwischen zwei drohenden Ungewissheiten: einer Vergangenheit, die nicht mehr ist und trotzdem noch immer in unser Jetzt hineinragt, und einer Zukunft, die noch nicht ist und dennoch bereits beängstigend auf unserem Heute lastet; die Gegenwart aber fassen wir nie. Die Zeit also ... gehört uns nicht. Wir wollen sie besitzen, und stattdessen sind wir von ihr besessen, rastlos vorwärts gehetzt nach einem Phantom, das wir »morgen« nennen und das wir niemals erreichen werden. Aber gerade darum ist der Mensch unermüdlich bemüht, die Zeit zu dividieren, einzuteilen, in immer kleinere und regelmäßigere Portionen zu zerlegen.« Diese Tendenz haben wir in unserer funktionalistischen, von Kontrolle, Management und Monitoring dominierten, Gesellschaft immer weiter perfektioniert. Jede der 45 Minuten einer Standard-Unterrichtsstunde muss als wertvolle Lernzeit *genutzt* werden. Wenn ich unter heutigen Bedingungen wieder Schulleiter geworden wäre, was ich noch zwischen Oktober 2019 und Februar 2020 in Betracht gezogen habe, sagen wir, weil mir gewisse Prozesse und Strukturen in der akademischen Welt einen gewissen Überdruß bereitet haben, dann hätte ich immerzu dafür Sorge tragen müssen, dass die Lehrer_innen an der von mir geleiteten Schule auch die Lernzeit effektiv nutzen. Und andere, höher gestellte Funktionsträger_innen hätten dafür gesorgt, dass ich da auch für Sorge und nicht etwa als ein freigeistiger Voltaire eine dieser Schulen, für die ich mich interessierte, geleitet hätte, sagen wir: auf meine philosophische Art. Ich hätte ins Rädchen springen müssen und jemand hätte draußen neben mir gestanden und mit einer Peitsche geknallt. Doch was ist, wenn draußen, vor dem geöffneten Fenster des Klassenzimmers ein warmer Sommerregen niedergeht? Oder wenn ein Windstoß nach innen weht oder

wenn Wolken sich, in nie dagewesenen Formationen, am Himmel auftürmen, und einige Schüler_innen dies wahrnehmen und darin versinken? Könnten solche Phänomene und ihre Wahrnehmung nicht die Imagination beflügeln? Entstehen nicht oftmals auf diese Weise große Poesie und Musik? Kommen auf solchen Wegen nicht gelegentlich entscheidende Eingebungen, die bei der Erforschung von naturwissenschaftlichen Phänomenen eine Rolle spielen? Doch woran habe ich all das als Lehrer_in erkannt? Wie kann ich es im kompetenzorientierten Sinne, im Sinne effektiv genutzter Lernzeit, glaubhaft machen? »Am I interrupting the progress of knowledge?«, fragt der Zauberer M. L'Estrange, in Brian Friels (1999, S. 25) Kurzgeschichte *The Illusionists*, als er die Grundschulklasse, in einem abgelegenen Dorf, im irischen Donegal, betritt. Wie kann ich nachweisen, messen, dokumentieren, dass es womöglich eine Inspiration, eine Stimulierung der Imagination, in dem Augenblick gegeben hat, und ich sogar selbst staunend innehielt, weil ich meinte, all dies zu erkennen, einschließlich der möglichen Wirkung auf einen Teil der Schüler_innen, zumindest auf einige von ihnen? Wurden diese 10 Minuten Lernzeit nun adäquat genutzt? So ist aber die Denkweise in den heutigen Staatsschulen, genau so werden die Lehramtsanwärter_innen und Quereinsteiger_innen trainiert. Doch wird das alles nicht zu guten Ergebnissen führen. Das Gegenteil ist der Fall. »Erfunden die Gestalt, eingeblendet die Eile,« notierte Wisława Szymborska (2012, S. 32).

Gesellschaftliche Transformation, globale Veränderung und nachhaltige Entwicklung

Betrachten wir nun die globalen Herausforderungen in Bezug auf lokale Problematiken, Risiken, Prozesse, soziale Dynamiken und politische Implikationen, so geht es in Zukunft, um es mit Gert Hofstede (2017) zu sagen, darum global zu handeln, aber lokal zu denken. Zunehmend hat die Digitalisierung Einfluss auf ganze Staaten. Regierungen stehen mehr und mehr in Rivalität mit privaten Protagonist_innen, die sich in der digitalen Welt äußern (vgl. Boehme-Neßler, 2009) und das Geschehen beeinflussen, über ihre Twitter-, YouTube- oder Instagram-Präsenzen, über Blogs, oder über die Open Access-Publikation von Aufsätzen und Büchern. Dies kann problematisch sein, weil Staaten so weniger Macht haben, insbesondere dann, wenn sie instabil sind. Es kann aber auch von Vorteil sein, wenn Staaten stabil genug sind, oder gar dazu neigen zuviel zu regulieren. Denn durch das Engagement einzelner Protagonist_innen, entstehen neue Gestaltungsräume für die Zivilgesellschaft, das heißt für Einzelpersonen und Zusammenschlüsse von Personen. Wir beobachten den Kampf um Boden bzw. Land, das sog. *Landgrabbing* (vgl. z. B. Bommert, 2012; Daniel und Mittal, 2009), um die Ressource Wasser (vgl. z. B. Cless, 2014; Kamski, 2015), sodann Ressourcenkonflikte (vgl. z. B. Denninghoff, 2015) und Sicherheitsrisiken (vgl. z. B. Fröhlich, 2015) die daraus entstehen können. Der gesamte Problemzusammenhang von Klimawandel, Dürre, Bodenerosion, Abnahme von Biodiversität, Fluchtmigration (vgl. z. B. Brzoska und Fröhlich, 2016; Johler und Lange, 2019; Scheffran et al., 2012; Scheffran, 2017) muss hier mitbedacht werden, ebenso die Problematiken von fragilen Staaten, Krieg, Bürgerkrieg, Korruption, Ausbeutung von Staaten, Demokratieverfall, eskalierenden ethnischen Konflikten und Staatszusammenbrüchen (vgl. z. B. Goldstone, 2008; Rotberg, 2004). Wollen wir wirklich einen gesellschaftlichen Neuentwurf, zugleich mit globaler,